

Office becomes the Breviary in the West (The breakup of the system of cathedral liturgy; Monasticization and privatization of the office; The Friars and the university; Religious without Choral office; The Jesuits and after); – 2) The Roman Office (From Benedict to the Friars; The Curial Office and the Friars Minor; The age of reform: Quinones, Pius V.; Modern reforms: Pius X., Vaticanum II); – 3) The Hours in the Churches of the Reformation (Luther; Straßburg; The Lutheran book of Worship; The Book of common prayer; The new Episcopal prayerbook).

Während sich der Verfasser in den Teilen I–III seines Buches um eine objektive Interpretation der Geschichte und der gegenwärtigen Gestalt des Stundengebets in den östlichen und westlichen Traditionen bemüht, ist der Schlußteil: „What it all means“ (329–373) mehr ein persönlicher Erfahrungsbericht oder wie der Verfasser selbst sagt: „the fruit of reflection on my own experience chanting the Liturgy of the Hours day by day, solemnly and in common, according to the Russian usage of the Byzantine Rite“. In den geschichtlichen Durchblicken und Vergleichstabellen können wir der Darstellung Tafts zumeist zustimmend folgen. Bezüglich des Stellenwertes des Stundengebets im Gesamtgefüge christlichen Gottesdienstes sind wir jedoch anderer Meinung als Taft. Für uns ist die Eucharistiefeyer „the summit of the Divine Office“. Das II. Vatikanum nennt die Eucharistiefeyer „Quelle und Höhepunkt aller Evangelisation und des ganzen christlichen Lebens“ (Lumen Gentium Nr. 11). Unmittelbar zwar auf das Amtspriestertum bezogen, mittelbar aber auch für unseren Zusammenhang wichtig, ist die andere Konzilsaussage: „Am meisten üben die Priester ihr heiliges Amt in der eucharistischen Feier oder Versammlung aus, wobei sie in der Person Christi handeln und sein Mysterium verkünden, die Gebete der Gläubigen mit dem Opfer ihres Hauptes vereinigen und das einzige Opfer des Neuen Bundes, das Opfer Christi nämlich, der sich ein für allemal dem Vater als unbefleckte Gabe dargebracht hat, im Meßopfer bis zur Wiederkunft des Herrn vergegenwärtigen und zuwenden“ (Lumen Gentium Nr. 28). Das Stundengebet der Kirche hat ohne Zweifel nicht die hohe Würde der Eucharistie, da es nicht sakramentalen Charakter hat. Selbstverständlich bezweifeln wir nicht, daß es an Rang weit höher steht als das Beten des einzelnen Gliedes der Kirche, denn im Stundengebet betet in einem besonderen Sinn die ganze Kirche. Das ist nicht nur dann und deswegen der Fall, weil die betende Gemeinschaft ein sichtbares und gewolltes Abbild der Kirche ist. Hier kommt vielmehr noch ein weiteres Moment ins Spiel, der Wille und der Auftrag der Kirche. Es ist dankenswert, daß Taft seinen Ausführungen eine Bibliographie (375–391) beifügt, in der die wichtigsten Veröffentlichungen über die liturgischen Traditionen des Ostens und des Westens erfaßt sind. Die Indices der Liturgie- und Vätertexte (393–404) ermöglichen ein leichtes Nachschlagen, Vergleichen und Überprüfen.

München

Walter Dürig

Pierre Vallin, *Les chrétiens et leur histoire*. Reihe „Le christianisme et la foi chrétienne. Manuel de théologie“, Bd. 2, Paris (Desclée) 1985, 309 S.

Es mag so schlecht nicht sein, Bände eines Handbuches nicht vom direkten Fachmann rezensieren zu lassen, hier ein geschichtsbezogenes Werk von einem Systematiker. Man wird von diesem den Blickwinkel eher erwarten, unter dem das Handbuch nützen soll, eben den eines nicht in Einzelheiten kompetenten, aber strikt auf Verständlichkeit achtenden Lesers. Ob das Ausgebreitete stichhaltig ist, stört ihn nicht, weil er das nicht abschätzen kann; dafür orientiert er sich daran, ob man ihm hier hilft, den eignen Wissensstoff zu bündeln und kreativ zu ordnen. Außerdem ist er bei den Beschränkungen, zu der eine Reihe zwingt, tolerant. Das also die Prämissen.

Zunächst: die auf 10 Bände geplante, je 5 Bände für den historiokulturellen und 5 für den sozial-doktrinalen Zweig vorsehende Reihe stellt in diesem Werk nicht so sehr die Christentumsgeschichte oder gar Kirchengeschichte zur Disposition als vielmehr die *Geschichtlichkeit* eines speziellen Glaubens, nämlich des christlichen. Dieser Glaube, so die Voraussetzung des Werks, begreift sich nur recht, wenn sein Verstehensanspruch

sowohl die Bedingungen seiner Entstehung wie seiner je historischen Äußerungen mit in Rechnung zieht. Fern also davon, nur neugierig zu fragen, wie es denn wohl gewesen sei, verfolgt er hermeneutisch das Ziel, wie er Anschluß gewinnt an eine Gemeinschaft, die ihm immer mehr abverlangt als eine Weltdeutung neben andern, nämlich einen *Weltzusammenhang*.

Wie wurde dies nun von P. Vallin angegangen? In einer zumindest höchst kreativen, wenn auch dafür ihre theoretische Basis manchmal verschleiernde Weise. Ich greife dafür die ersten beiden der 20 Kapitel heraus (La naissance de l'Eglise; Formation d'une culture chrétienne; 21–31, 32–41).

In bestem Unterhaltungsstil wird hier, vom Brief des jüngeren Plinius an Trajan (um 112) aus, das soziologische Gebilde „Christen“ entwickelt, also von einem neutralen Betrachter her, der Auffälliges und Notizwürdiges mitteilt. Der Brief selber wird freilich nicht mitabgedruckt, und so entzieht sich die Auffüllung des Plinius durch Interninformationen, vorzugsweise aus dem NT, freilich jeder Korrektur, man bleibt auf Vallins Interpretationsredlichkeit angewiesen. Aber gerade das kommt ja einer theologischen Einsicht gleich! Der christliche Glaube ist ja stets auf die Redlichkeit seiner Informationsträger verwiesen, und er ist es umso mehr, je mehr objektive Daten er zusammenträgt! Die Pliniuselerläuterung beleuchtet mit überraschend außenzentriertem Licht jenes Gebilde „Christenheit“, von dem aus der heutige Christ meist nur von innen, aus der Botschaft selbst heraus, weiß. Und so befindet er sich gegenüber etwa der Frühzeit in ähnlich hermeneutischer Distanz wie Plinius: lebte jener zwar mit den Christen innerhalb einer selben Kulturgemeinschaft, wohl zur Autopsie christlicher Haltung, nicht aber zu deren Begründung fähig, so ist bei uns eine ähnliche hermeneutische Distanz grundlegend, eben die umgekehrte. Wohl verstehen wir aus den Begründungen der Doktrin heraus, wie eine Einstellung dem Glauben gemäß sein *konnte*, aber es fehlt uns die Autopsie, um deren Verhaltensbreite abzuschätzen, wie dies eben nur der Zeitgenosse kann. Ich würde dies nicht so ausführlich notieren, bestünde nicht darin Sinn und Unsinn des Buches von P. Vallin zu diskutieren. Er bringt nicht nur Fakten, er verschränkt sie auch mit der Frage nach ihrer Lesbarkeit! Eindringlich zeigen das die Untersuchungen zu den frühen Jahrhunderten (1. Teil, 21–73). Was für eine Marotte Vallins gelten könnte, das fast lehrerhafte Aufrufen der einzelnen Schriftsteller und Zeugnisse, ist eben unser einziger Phänomenzugang, und seiner Magerkeit haben wir uns bewußt zu bleiben!

Hinzu kommt, daß eben dieser Zugang nicht in unser Belieben gestellt ist. Wie gesagt, geht es den Christen nicht um eine Weltdeutung, sondern um einen *Weltzusammenhang*, und der stellt sich von Anfang an unter eine geschichtliche Voraussetzung. Es gelingt Vallin, zu zeigen, daß dieses Bewußtsein nicht erst ab der namhaften Kirchengeschichtsschreibung eines Eusebios von Cäsarea und Cassiodor wach wurde, sondern schon unter ganz anderem Zeitbewußtsein den apokalyptischen, parusieerwartenden Zeitstillstand des vorkonstantinischen Christentums füllte. Und auch später versucht Vallin immer wieder, das Zeitbewußtsein der Christen an ihrer Stellung zur eignen Geschichtlichkeit abzulesen. Manchmal erfolgt dies punktuell, etwa in der frühen Aufklärung, als durch die Erdteilentdeckungen völlig andere Menschheitsraster (etwa das chinesische) die jüdisch-altestamentliche Verstehensbasis für Menschenursprung aufsprengen und Bousset zu einer Universalgeschichte auf ganz neuer Basis nötigen, nämlich auf der einer allgemeinen Natur *aller* lebenden Menschen (252–255). Oder etwa die nach Formierung der Nationalkirchen um 500 und unter deren Autopsielosigkeit gegenüber römischem Kulturkonsens erfolgende Rückbindung an altestamentliche Weltordnungsraster: 7-Tage-Woche, religiöse Steuer, Zehnt, sazerdotal-königliche Verfassung, Autorität aus Prophetie (156–160). Manchmal dagegen erfolgt dies auch an einem Durchgangsraster: die Verschiebungen zwischen Ehelosigkeit und Ehe wird soziologischer Maßstab für Zeiterschöpfung und Fortdauernswille, und das wirkt höchst instruktiv (vgl. 102 f., 167, 180).

Verständlich ist wohl, daß ein 300-Seitenband, dem dazu noch ein gerütteltes Maß an Literaturinformation auferlegt wird, unter solchen Ansprüchen mit dem Platz ringt. Man muß halt Kompromisse schließen bzw. verstehen. Die Darstellung der Jahrhun-

derte bis zum Hochmittelalter (15 Kapitel, 21–216) hat ungleich dichterem Niveau als die der späteren Zeiten. Die Abschlußpassagen (Reformation, Aufklärung, heutige Zeit, 219–301) sind vermutlich nicht Vallins eignes Forschungsgebiet. Es kommt dort zwar immer wieder zu blitzenden Rückbindungen und Einsichten (z.B. das Gewicht des Nationalgedankens, 257; Querlinien von Revolutionsberechtigung und Gottesbild, 270; Universalchristentum und Historizismus, 288 f.), aber man spürt den Atem dort mühsam durch den Wust der Jahrhunderte keuchen. Da muß man, unter Berufung auf die Vollständigkeitspflicht einer Handbuchreihe, schon arg freundlich rezensieren (im übrigen scheint dort die Qualität des Literaturapparats nicht so sehr zu leiden, was ausdrücklich vermerkt sei).

Eindeutig anzukreiden ist dreierlei. Zum einen, daß Vallin den Abbruch seiner Kontinuität nach dem Mittelalter (216) nicht thematisiert. Gerade vom 14.–15. Jahrhundert hätte man viel zu erwarten gehabt. Zweitens und Drittens gehen wohl weniger auf Vallins eignes Konto. Da ist die Textversetzung in Normal- und Kleindruck; an sich ja eine Lesehilfe, aber man hätte mehr draus machen können! Wie überhaupt die Feingliederung manchmal ein bißchen nach Flickwerk aussieht. Und dann die dadurch entstehende generelle Textgröße: ein beklagenswerter Kleindruck über gut 60 % des Textes, nimmt man die Anmerkungen mit hinzu (und die gestaltet Vallin ausführlich, mit Diskussion und Querbezügen, genußvoll zu lesen, eine der großen Stärken seines Bandes).

Was bleibt unter dem Strich? Wie gesagt, für historische Richtigkeit kann nicht gerade gestanden werden; was von der Systematik her beurteilt werden kann, etwa zur Einordnung Augustins, zum Verständnis von Zeit generell, zur Theologie der Frau, kann mühelos passieren und entspricht heutigem Erkenntnisstand. Für die hermeneutische Qualität heutiger französischer Theologie stellt dieser Band, nimmt man den besten Teil heran, den zur Frühkirche, ein gutes Beispiel dar. Hier hat die deutsche Theologie, vor allem die hochgelobte Systematik, vielleicht aber auch die historische Sektion, noch viel aufzuarbeiten. Von theoretischem Nutzen ist Vallins Buch gewiß, auch von großer Erhellungskraft. Wie gut es sich in die Gesamtreihe des „Manuel de théologie“ einfügen wird, bleibt abzuwarten.

Würzburg

Johannes Schmid

Alte Kirche

Karl Martin Fischer, *Das Urchristentum, Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen I/1*, Berlin (Evangelische Verlagsanstalt) 1985. (18,- DM)

Wer heute eine „Geschichte des Urchristentums“ veröffentlicht, muß entweder verwegen oder ein Kirchengeschichtler sein, oder er muß sich im Rahmen einer Reihe eine Verpflichtung aufnötigen haben lassen, die er als so stark empfindet, daß er sie auch erfüllt. Die hier zu besprechende Arbeit von Karl Martin Fischer ist als Band I/1 der von Gert Haendler, Kurt Meier und Joachim Rogge herausgegebenen „Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen“ erschienen. In einer Forschungssituation, in der zahlreiche wichtige Einzelfragen unangeklart und umstritten sind, in der sich – wie F. im ersten Satz des Vorworts feststellt – „die einzelnen Disziplinen Theologie des Neuen Testaments, Einleitungswissenschaft und Geschichte des Urchristentums immer stärker (überschneiden)“ (11), kann der Versuch einer Gesamtdarstellung durch einen einzelnen nicht mehr sein als die Erinnerung und Mahnung an ein Desiderat. Das gilt im vorliegenden Fall um so stärker, als die eigentliche Darstellung nur 155 Seiten umfaßt. So wohlthuend solche Kürze auch ist, kann sie sich beim Umfang des Stoffes und der Probleme nur durch Lücken und auf Kosten von Argumentation und kritischer Auseinandersetzung ergeben. Dennoch scheint mir diese Arbeit verdienstvoll zu sein. In der skizzierten Situation, über die zu lamentieren wenig Sinn hat, ist es besser, daß es meh-